

Erika Winternitz

Schwester Anna Huberta und das St. Catherine's Home in Andheri

Mitte Juni 1958, als ich mit meiner Familie nach Indien kam, lernte ich sie kennen: Sr. Anna Huberta, "Mutter" für damals etwa 400 Kinder im Findelkinderheim St. Catherine's in Andheri, einer Vorstadt von Bombay.

Sie war 49 Jahre alt, schlank, mittelgroß, mit strahlenden blauen Augen und einer wunderbaren Fröhlichkeit.

Mit 18 Jahren war sie dem belgischen Orden "Töchter vom hl. Kreuz" beigetreten. In Mechernich in der Eifel geboren, wuchs sie mit 8 Geschwistern auf, von denen noch 3 weitere in den Ordensstand traten.

Das belgische Mutterhaus hatte bereits vor der Jahrhundertwende 3 Außenstellen in Indien eröffnet, in Karachi, in Bombay und in Bandra und übernahm 1927 das "St. Catherine's Home" von einer englischen Dame, Ida Dickenson, die sich elternloser Kinder, welche sie auf der Straße fand, annahm.

Im Jahre 1931 schickte man die junge deutsche Sr. Priscilla in dieses Heim. Sie wohnte mit einigen Schwestern und Kindern in einem gemieteten Haus. Als ihnen dieses aufgekündigt wurde, weil es anderweitig gebraucht wurde, übersiedelten die Schwestern mit ihrer "Familie" nach Kandivli.

1932 kam Sr. Anna Huberta. Sie war damals 23 Jahre alt und von glühender Begeisterung erfüllt, den Armen Indiens zu helfen.

Mit 26 Jahren machte man sie bereits zur Oberin. In ihr vereinigten sich nicht nur Glaube, Eifer und Liebe, sondern auch Führungsgeschick und hohe Intelligenz.

In Bombay wohnte sie einmal einer Gerichtsverhandlung bei, in der über ein Kind, das mehrere Diebstähle begangen hatte, verhandelt wurde.

Als der Richter von einem "missratenen und schlechten" Kind sprach, das bestraft werden müsse, da rief sie dem Richter zu: "Verzeihen Sie, Euer Ehren, aber es gibt keine schlechten Kinder, es gibt nur ungeliebte Kinder, bitte geben Sie mir dieses Kind!"

1936 mussten die Schwestern wieder einmal umziehen, diesmal nach Andheri-Irla, da die Gegend, in der sie bisher lebten, sehr ungesund und malarieverseucht war.

Sr. Anna Huberta selbst lag monatelang mit schwerem Malariafieber danieder.

In Irla verbrachten sie 10 entbehrungsvolle Jahre. Sie lebten von der Unterstützung des Mutterhauses und von der Barmherzigkeit guter Menschen.

Doch die Kinderzahl wuchs rascher als ihre Einkünfte.

Zehn Jahre später wurde ihnen das Grundstück in Andheri-West, auf dem sie heute wohnen, geschenkt. Nur hatte es noch nicht die Ausdehnung, die es heute hat.

Es lag weit vor den Toren Andheri's vor einem Steinbruch, am Ende eines holprigen Knüppeldamms, rechts und links modriges Brackwasser, kein Haus weit und breit, auch nicht auf dem geschenkten Gelände, kein Dach unter dem sie hätten wohnen können.

Sie bauten ins Blaue hinein eine notdürftige Hütte nach der anderen mit dem wenigen Geld, das sie zur Verfügung hatten und "residierten" ansonsten unter freiem Himmel. Die Lage war armselig und einige Kinder liefen wieder davon. Aber eine Anna Huberta konnte das nicht erschüttern.

Aufgeben? Niemals!

Sr. Priscilla ging täglich nach Bombay zum Betteln.

Nach Kriegsende und der Teilung Indiens 1947, als sich die ersten ausländischen Firmen wieder etablierten und mit ihren Familien kamen, da interessierte sich doch der eine oder andere für das Heim vor den Toren Andheris und versuchte zu helfen.

Das waren jedoch nur Tropfen auf einen heißen Stein und nie genug, alle Insassen satt zu machen.

Schulunterricht gab es in einer primitiven Hütte. Anna Huberta war sich bewusst, dass dieser für ihre Kinder und deren Zukunft ungeheuer wichtig war. Es war das einzige Vermögen, das sie ihnen mitgeben konnte.

Durch holländische Initiative wurde diese Hütte später durch ein festes Haus ersetzt, das heutige "Nirmala". Zur Einweihung erschien Kronprinzessin Beatrix aus Holland.

Der Erzbischof von Bombay verhalf der kleinen Schule zur Anerkennung durch die Regierung. Damit erhielten sie einen bescheidenen Zuschuss vom Staat, der allerdings bei weitem nicht ausreichte, die stetig wachsende Kinderzahl zu versorgen. Ein bisschen konnte durch Heimarbeiten hinzuverdient werden.

Die ersten Babys, die man nach Andheri brachte, lagen dort in Körbchen, in Schachteln und in Kisten, denn Geld für Kinderbettchen gab es nicht.

Es hatte sich rasch herumgesprochen, was die Schwestern in Andheri taten, und von überall her wurden ihnen die Findlinge ins Haus gebracht, Waisenkinder und Halbwaisen, für die der übriggebliebene Elternteil nicht mehr sorgen konnte.

Im Jahre 1942 kam eines Tages eine kleine Gruppe ihrer inzwischen erwachsenen "Töchter" und überraschten ihre Mutter mit der Ankündigung, dass sie von jetzt ab, genau wie sie, im Dienste der Armen leben wollten.

Anna Huberta war gerührt und ermutigte sie zu ihrem Vorhaben und wurde so Gründerin der "Helpers of Mary", die heute eine selbständige Gemeinschaft sind mit etwa 26 Außenstellen und weit über 100 Mitglieder.

Sie arbeiteten in den erbärmlichsten Slums, in den Lepradörfern, wo sie die schrecklichen Wunden verbinden mit einem Lächeln, als ob es keine schönere Arbeit auf der Welt gäbe. Sie richteten Ambulanzen ein auf abgelegenen Dörfern, sie kultivieren Land, sie versorgen ihr eigenes kleines Krankenhaus in Andheri, ein Sterbehaus, ihre Waisenstation "Bal Bhavan" und halten Schule auch für die Kinder aus den nahegelegenen Slums, die zusätzlich eine Mahlzeit erhalten.

Sie beschäftigen Lepröse, deren Wunden verheilt sind und sonst von niemanden beschäftigt wurden.

Ihr Mutterhaus, das ihnen der "Andheri-Freundeskreis" in Gaggenau, auf den ich später noch zu sprechen komme, gebaut hat, liegt Tür an Tür mit dem St. Catherine's Heim.

Diese Gemeinschaft der Marys existiert ausschließlich durch deutsche Hilfe.

Durch eine kleine internationale Frauengruppe, die sich zusammengefunden hatte und Puppenausstattungen nähte, die in einem Club verkauft werden konnten und der ich mich angeschlossen hatte, kam ich zum ersten Mal nach Andheri. Unsere Erzeugnisse erfreuten sich großer Beliebtheit, und mit dem Erlös konnten wir ein klein wenig zum Unterhalt des Heims beisteuern.

Dieses war da draußen aus einer Einöde zu einer grünen Oase geworden mit Palmen, blühenden Büschen und Blumen, liebevoll gepflegt von den Kindern selbst, von denen jedes sich ganz für seine freigewählte kleine Aufgabe verantwortlich fühlte.

Sie lebten in verschiedenen Bungalows wie Geschwister zusammen, hier arbeiteten und hier schliefen sie, auf der Erde, auf einer dünnen Matte,

von der nächtlichen Kälte in den Wintermonaten notdürftig durch Zeitungspapier geschützt.

So also sah eine Mutter von 400 Kindern aus, die mit ihnen hungerte, mit ihnen darbt! So fröhlich inmitten einer fröhlichen Kinderschar! Eine Mutter, die nie wusste, ob sie auch die kommende Woche die leeren Reissäcke wieder füllen können!

Ein Dach über dem Kopf, das war das Einzige, das sie ihren Kindern bieten konnte, sonst nichts.

Sonst nichts? Oh doch, sie gab ihnen das Wichtigste, das ein Kind zum Leben und Gedeihen braucht: Liebe!

Und davon besaß sie in überreichem Maße.

Sie brachte es fertig, dass jedes einzelne Kind (es wurden im Laufe der 10 Jahre, die ich dort verbrachte, 900!) sich von ihr geliebt fühlte und geborgen wusste; so, wie eine Kerze nichts von ihrem Licht verliert, auch wenn man Hunderte an ihr anzündet ...

Was für eine Frau! Ihrem Charme, ihrer besonderen Ausstrahlung konnte sich niemand entziehen. Ihre Fröhlichkeit war ansteckend. Die Kraft, nicht zu verzweifeln, nicht zu resignieren, nahm sie aus ihrem grenzenlosen Gottvertrauen und tiefen Glauben.

Wir waren im Nu umringt von fröhlichen Kindern. "Glad to see you, glad to see you, glad, glad, very very glad ..." begannen sie zu singen. Ehe man sich's versah, hatte man an jeder Hand 2 Kinder, ein anderes war stolz, die Handtasche tragen zu dürfen. Das blieb auch so, wann immer ich kam und nicht einmal habe ich erlebt, daß eines meine Handtasche hätte öffnen und hineinschauen wollen.

Aus der großen Schale Bonbons, die ich mitgebracht hatte, nahm jedes Kind nur eins und bot man weiter an, dann hieß es "danke Tante, ich habe schon eins, aber der da hinten, der hat noch keins..."

Die Kinder waren barfuss und in abgetragenen geschenkten Kleidchen, aber saubergewaschen und die glänzenden schwarzen Haare der kleinen Mädchen waren in ordentliche Zöpfe geflochten.

Beim Rundgang durch das Heim kam ein kleiner Junge gelaufen und zeigte mir voller Stolz ein Handtuch, das ihm jemand geschenkt hatte, ein anderer nannte ein Paar abgetragener Sandalen sein eigen, welch ein Besitz!

Nie waren genügend Vorräte vorhanden, um alle ausreichend ernähren zu können. Das wenige, das sie hatten, wurde auf alle verteilt. Die Schwestern lebten nicht besser als die Kinder. Sie wuschen sich mit Schmierseife, wenn sie welche hatten, sie hungerten mit ihnen und sie sangen mit ihnen, um sie den Hunger vergessen zu machen ...

Eine indische Schwester brachte ihnen traditionelle Tänze bei und es war allerliebste anzusehen, mit welcher Grazie sie Hände und Körper bewegten. Ein kleines Lockenköpfchen musste zwischendurch immer mal schnell das rutschende Unterhöschen hochziehen, in dem das Gummiband ausgedient hatte und nicht ersetzt werden konnte ...

Im Hause "St. Ann's" lebte - und lebt noch jetzt - die treue, bescheidene und stets heiter-ausgeglichene Sr. Priscilla (heute 79 Jahre alt!) von der Anna Huberta einmal sagte "sie ist ganz Herz!" und die gute Sr. Sopia, eine indische Nonne, genau so fröhlich und um ihre Kinder besorgt, wie eine Glücke um ihre Küken.

Sr. Sopia begrüßte mich, ein kleines blindes Mädchen vor sich her führend, das ein paar Blumen in der Hand hielt. "Sweety" war etwa 4 Jahre alt, konnte noch nicht alleine laufen, sie konnte auch nicht sprechen, aber ihre Gefühle durch bestimmte Laute und Gesten ausdrücken. Die Polizei hatte sie in einem Abfallbehälter gefunden, mit großen Narben und ohne Augen und da sie noch lebte, nach Andheri gebracht. Niemand weiß, wer sie ist, woher sie kommt.

In dem anderen Händchen hielt sie ein Bonbon, denn eines der Kinder hatte sein eigenes und einziges geschwind der kleinen Blinden gebracht.

Sie war der Liebling des Heims und lehrte durch ihre Anwesenheit die Kinder, dass es da noch ein ärmeres Wesen auf der Welt gab, dem man helfen musste und das man lieb haben sollte.

"Das Schönste für mich ist, wenn ich jemand anderen glücklich machen kann" - dieser Satz stammt aus dem Munde eines Kindes und es wurde zum Motto des Heims.

Es war an einem Weihnachtsfest, dass ein kleines Mädchen schluchzend durchs Heim lief. Auf die Frage, warum es weine, sagte das Kind "ich habe nichts, was ich den andern schenken kann ..."

Sweety lächelte, als ich leise zu ihr sprach, gab mir die Blümchen und betastete mein Gesicht sehr sorgfältig, dann schlang sie ihre Ärmchen um meinen Hals und ließ mich nicht mehr los.

Ich habe sie 2 Stunden lang durch das Heim getragen oder auf meinem Schoße sitzen gehabt. Solange sie im Heim lebte, blieb sie "mein Kind", bis sie von einem deutschen Familienvater nach Deutschland in ein Blindenheim geholt wurde.

Außer ihr wurde ich noch "Tante" von weiteren 18 Kindern vom Dilkush-Haus, um die ich mich intensiv kümmerte. So kam ich praktisch über Nacht mit meinen 3 eigenen, zu einer stattlichen Zahl von 22 Kindern!

Man zeigte mir die Küche. Unglaublich, dass auf diesem kleinen Herd das Essen für alle zubereitet werden musste! Nachts um 3 Uhr standen die Köchinnen auf und fingen an, portionsweise zu kochen. Anders ging es nicht.

Einige Mädchen schickte man in die Stadt, sie gingen von Hotel zu Hotel, sammelten Gemüseabfälle und Brotrinden, die im Heim aufgeröstet und als Delikatesse verzehrt wurden. Dazu mussten sie weite Strecken mit ihrer Last zurücklegen, zu Fuß, per Bahn, per Autobus und wieder zu Fuß ...

Wir besuchten die Babys, etwa 100 an der Zahl. Sie lagen nun in kleinen Betten, die einige Besucherinnen gestiftet hatten. Die Matratzen waren mit Flickern gestopft, für eine bessere Füllung hatte man kein Geld. Die Babys waren bedeckt mit Fliegen, wovon sollte man wohl Moskitonetze kaufen?

Die meisten der Säuglinge waren so winzig, dass man sich wunderte, dass so etwas überhaupt lebensfähig war.

Gesichter wie uralte Wurzelmannchen, Beinchen, nicht dicker als ein Daumen. Aber sie lächelten, wenn man sich über sie beugte aus ihren großen dunklen Augen in den faltigen Gesichtern und weinten, wenn man weiterging ...

Größere Mädchen des Heims versorgten die Säuglinge, wickelten, badeten und fütterten sie, als ob es ihre eigenen Kinder wären.

Die Kleinsten wurden gebracht von Müttern, die nicht stillen konnten und kein Geld besaßen, um Milch zu kaufen, von unehelichen Müttern, von Polizisten, die sie irgendwo gefunden hatten, die größeren von Krankenhäusern geholt, wo sie eingeliefert und nicht mehr abgeholt worden waren. Bahnbedienstete brachten welche, die für organisierte Bettlerbanden in Bahnhöfen betteln mussten und geschlagen wurden, wenn der Erfolg nur mager war.

Sie kamen per Taxi in leeren zugedeckten Kisten, im Karton, in einem Eimer ... "John Bucket" wurde deshalb ein kleiner Junge genannt, aus dem später ein fröhlicher strammer Bursche wurde, der mit 9 Jahren in ein Jungenheim übersiedelte.

Man gab ihnen Namen und einen Geburtstag, der jeweils gefeiert wurde.

Ich erinnere mich eines alten Mannes, der da eines Tages auf der Bank im "Parlour" saß, ein kleines Mädchen neben sich, verängstigt, mit großen Augen, ein Bündelchen auf dem Schoß. Es war ein Großvater mit seinem Enkelkind, das keine Eltern

mehr hatte. Er brachte es nach Andheri und bat, die Kleine zu behalten, "aber ich weiß nicht, ob Sie das Kind aufnehmen werden, denn wir sind nicht Christen, wir sind Hindus ..."

"Da wären wir aber schlechte Christen, wenn wir danach fragen würden" erwiderte Anna Huberta und nahm das Kind in ihre Arme. Der Alte hatte Tränen in den Augen und er sagte: "Ich komme jeden Monat einmal, nach der Kleinen zu sehen, aber wenn ich nicht mehr komme, dann wissen Sie, daß ich gestorben bin."

Der "Parlour" war das Sprechzimmer. Es besaß einen "Teppich", zusammengenäht aus alten Säcken und kunstvoll von den Kindern bestickt. Man saß auf einem geschenkten Bambussofa und auf ausrangierten "Donnerbüchsen", wie man sie in Indien nannte. Das waren transportable Klos, die es früher in den Kolonialhäusern gab. Ein hölzerner Kasten, dessen Öffnung man nun geschlossen und auf den man ein besticktes Polster gelegt hatte.

Bei bestimmten Besuchern, versäumte es Anna Huberta nie, auf diese ausgefallenen Sitzgelegenheiten spitzbüblich lachend, hinzuweisen ...

Wo das notwendigste Geld für Nahrung fehlte, da war erst recht keines für den Luxus von Möbeln! Alle Gegenstände, die andere Menschen wegwarfen, die wußte man geschickt umzumodeln und Anna Huberta's Phantasie war einfach unerschöpflich.

Alle Bungalows waren blitzsauber, die Kinder kehrten und wuschen die Steinböden und füllten täglich Schalen mit frischen Blumen, die die Treppenstufen zu den Veranden säumten. Es gab weder Murren noch Aufsässigkeit und keine Streitereien. Die Gesellschaft der anderen war viel zu kostbar für jeden einzelnen.

Ein größeres Kind schleppte immer das nächstkleinere auf der Hüfte herum, wie ein Geschwisterchen, das es gar nicht war, das man sich aber als solches ausgesucht hatte.

Auf der Rückseite der Wohnhäuser wurde die Wäsche gewaschen und aufgehängt und da saßen auch die Krabbelkinder in einer Reihe auf ihren Töpfchen, wie die Spatzen auf dem Draht ... ein köstliches Bild!

Jeden Monat hatte mindestens eines oder auch mehrere meiner Kinder Geburtstag.

Da fuhr ich dann hinaus mit Geschenken für sie und mit nützlichen Dingen für das Heim. Es gab keine Seife, keine Sicherheitsnadeln, kein Nähgarn, Haarschleifen, Unterwäsche für die Kinder, Waschpulver und immer zu wenig Nahrungsmittel. Es fehlte einfach an allem.

Das jeweilige Geburtstagskind, beglückt und ein wenig schüchtern, packte, umringt von anderen, das Geschenk aus. Sorgfältig wurde die Schleife gelöst, das bunte Papier alleine war schon des Bestaunens wert! Und dann all die schönen neuen Dinge! Unterwäsche, Haarschleifen, ein Röckchen, eine Bluse, Spangen für die Haare, Schulhefte, Buntstifte und Süßigkeiten.

Bevor die Schokolade unter den nächsten Freunden aufgeteilt wurde, packte man alles wieder zusammen, genau so wie es vorher war und lief damit von Haus zu Haus, um es allen vorzuführen.

Und alle hatten an der Freude teil, ohne Neid! So unglaublich es klingen mag, in Andheri gibt es keinen Neid!

Die größeren meiner Kinder, die bereits zur Schule gingen, arbeiteten mit besonderem Eifer, nachdem sie plötzlich eine Tante hatte, die man mit guten Noten erfreuen konnte.

Und diese Tante lud ihre Kinder eines Tages zu sich nach Hause ein, um ihnen einen fröhlichen Nachmittag zu bereiten. Es gab Kuchen, Eiscreme und Eiersandwiches. Noch nie hatten sie solche Köstlichkeiten in ihrem kleinen Leben gegessen. Noch nie hatten sie sich selbst in einem Spiegel gesehen und sie wurden nicht müde, sich darin immer wieder zu begegnen.

Alle benahmen sich so gesittet und höflich, dass man sich immer wieder fragen musste, wer sie wohl so erzogen hatte. Anna Huberta und ihre treuen Helferinnen konnten ja nicht jederzeit überall sein.

Meine eigenen Kinder verteilten ihre Spielsachen großzügig und mit Freude und bewirteten die kleinen Gäste mit großen Eifer.

Groß war das Erstaunen, als wir viel später, als die Kleinen gegangen waren, diese Spielsachen in einer dunklen Ecke der Diele wiederfanden. Anna Huberta erzählte mir am Telefon, wie erfüllt von diesem Nachmittag sie nach Hause gekommen waren, die Geschenke hätten sie aber nicht mitnehmen wollen, denn es könnte ja sein, dass meine Kinder ihnen am nächsten Tag nachtrauerten ...

So wird dieses ein Bericht nicht nur über eine ungewöhnliche Frau, sondern auch über ungewöhnliche Kinder, die Kinder von Andheri.

Die kleine Kapelle, die zum Heim gehörte, war zu baufällig geworden, dass sie einen nächsten Monsunregen nicht überstanden hätte. Also musste sie abgerissen werden und eine neue musste her. Aber wie?

Und wieder kam Hilfe von außen. Ein dem Heim eng verbundener indischer Bauunternehmer nahm sich dieses Projektes an. Man begann, den felsigen Grund auszuheben und die Grundmauern zu setzen. Jedes Kind, das kräftig genug war, half mit, Bausteine zu schleppen, die schweren Ziegelsteine zu tragen. Ihre Hände waren aufgerissen von dem rauen Material. In Vollmondnächten standen sie heimlich auf und mauerten selbst die ganze Nacht, um Mutter Anna Huberta am nächsten Tag sich wundern zu sehen über die geheimnisvoll gewachsene Kirchenmauer!

Als Namenstagsgeschenk für sie webten die größeren Mädchen heimlich einen Teppichläufer aus geschenkten Wollresten, der durch die ganze Kapelle lief, über die Stufen bis zum Altar.

In dieser schmucken, liebevoll gepflegten Kapelle ist alles selbstgearbeitet, die Altardecken, die Vorhänge, die Messgewänder. Und alle treffen sich darin, die Christen, die Hindus, die Mohammedaner, samt aus- und einfliegenden Spatzen und Tauben, die sich zur Rast auf dem freischwebenden Kreuz niederlassen.

Nirgendwo sonst habe ich je einen so feierlichen, gemeinsamen Gottesdienst erlebt wie in Andheri. Beten doch alle zu dem gleichen Vater im Himmel, der alle Menschen erschaffen hat. Nirgends sonst fühlt man sich dem Nächsten so verbunden und so nahe wie hier ...

Und wenn einmal der treue Father Mercier und sonst kein Priester zugegen war, da setzte sich Anna Huberta mit allen in die Kapelle und meditierte mit ihnen.

Nach dem Gottesdienst am Sonntag war großes Treffen vor der Kapelle und fröhliche Feststimmung. Die Kinder umringten Anna Huberta und die übrigen Schwestern, brachten ihnen Blümchen und riefen "Happy Sunday - Mother" und "Happy Sunday - Sister!" (Einen glücklichen Sonntag!)

Die Kinder vergalteten ihrer Mutter die Liebe, die sie von ihr empfangen. Wenn Anna Huberta durch das Heim eilte, dann sah sie jedes Kind, dem sie auf dem Weg begegnete, hier ein fröhliches Wort, ein Streicheln, auch mal eine Ermahnung.

"Mutter" - kam da einmal ein Kind zu ihr - "wenn ich eine Woche lang ganz artig war, gibst Du mir dann mal ein Küsschen?"

Am Tag vor Weihnachten kam ich mit einem großen Korb Orangen für meine Kinder, denn das war es, was sie sich am meisten gewünscht hatten: Einmal eine Orange essen!

Zur Christmette hielt Anna Huberta ihren Kindern eine Rede, dass das Jesuskind sich uns geschenkt habe,

indem es auf die Welt gekommen sei, für uns zu sterben und wir wollten auch alles tun, es zu erfreuen ...

Als sie am nächsten Tag zu einer stillen Andacht in die Kapelle trat - da lagen alle Orangen rings um die Krippe. Denn das Beste, was sie hatten, war ihre Orange und die brachten sie dem Jesuskind! Anna Huberta war zu Tränen gerührt und gab sie den Kindern zurück ...

Einmal nahm ich einen Monatserlös unserer Handarbeiten mit hinaus und war beschämt über die große Freude Anna Huberta's, die für mich in gar keinem Verhältnis zu der Summe stand.

Da sagte sie: "Letzten Abend habe ich zum ersten Mal geweint, seit ich im St. Catherine's Heim bin, denn ich hatte nicht mehr 1 Rupie und auch kein Reiskorn mehr. Unser Vorrat ist alle. Und heute kommen Sie und bringen mir Geld! Sie hat der liebe Gott geschickt! Und da sagen die Menschen, es gibt keine Wunder mehr! Ich bin als junges Mädchen ins Kloster gegangen, glauben gelernt habe ich erst hier!"

Ein anderes Mal erzählte sie mir, dass zwei ihrer erwachsenen Töchter heiraten wollten. Wie jede Mutter trachtete sie, sie nicht mit leeren Händen in die Ehe gehen zu lassen. Also schickte sie 2 Mädchen in die Stadt mit einer Liste von Dingen, die sie besorgen sollten, ermahnte sie, sparsam einzukaufen und den Rest des Geldes zurückzubringen.

Da war aber kein Rest geblieben, als Folge der zunehmenden Teuerung.

Zutiefst erschrocken und betroffen ging sie mit sich selbst ins Gericht, nannte sich großenwahnsinnig und unverantwortlich. Hätte sie doch besser das Geld für Lebensmittel ausgegeben. Nun war es zu spät.

Am Abend, als alle schlafen gegangen waren, zog sie sich zurück wie immer, um bis tief in die Nacht ihre Post zu erledigen. Am Tage fand sie dazu niemals Zeit. Als sie ihre Briefe öffnete, da fielen aus einem Umschlag einige Banknoten ohne eine Zeile, es war genau der doppelte Betrag, den sie den Mädchen zum Einkaufen mitgegeben hatte.

"Und da sagen die Menschen, es gäbe keine Wunder mehr! Ich glaube nicht nur an Gott, ich habe ihn kennen gelernt!"

Niemand wird es je erfahren, wie viele schlaflose Nächte diese Frau wohl hatte.

Trotz aller Hilfe im letzten Augenblick, das Risiko blieb, nichts war ja sicher. Sicher war nur die Verantwortung, die sie trug, für all die vielen Kinder.

Es wurden immer mehr, denn sie brachte es nicht fertig, ein Kind zurückzuweisen.

Und als da mal gar kein Bettchen mehr frei war im Säuglingsheim für ein Baby, das jemand abliefern wollte, da bettelten die Kinder "Mutter gib es zu uns, wir wollen für es sorgen", und zogen es gemeinsam auf, geliebt, verhätschelt und umsorgt. Wann immer es sich regte in der Nacht, da sprangen gleich mehrere auf, um nach dem Rechten zu sehen.

Nicht alle Menschen waren gleich zugänglich für ihre oft ein wenig dringenden Bitten und Briefe und empfanden sich belästigt. Als sie davon erfuhr, da war sie tief zerknirscht und hatte nicht eher Ruhe, bis sie sich persönlich entschuldigt hatte.

Sie schonte sich nie, auch nicht nach einem Krankenhausaufenthalt mit einer Lebererkrankung. Ihre Arbeit und Sorge für die Armen ging über die Grenzen des Heims hinaus und sie begab sich auf tagelange Reisen in der niedrigsten Eisenbahnklasse und weiter auf Ochsenkarren bis hin zu den weltabgelegensten Dörfern, in denen sich nie ein Regierungsbeamter hat sehen lassen.

Einmal wohnte sie bei dem Dorfältesten, einem Kommunistenführer, in dessen Hütte und dieser schlachtete das einzige Huhn, das es im Dorf noch gab, weil man nichts anderes hatte, das man ihr hätte anbieten können ...

Jeder, der sie traf, achtete und liebte sie. Sie missionierte durch ihre Taten, nicht durch Worte. Sie hatte Verständnis und eine Entschuldigung für alle und entdeckte in jedem Strolch noch eine gute Seite.

Und sie hörte von einem und sagte: "Der geht nicht mehr in die Kirche? Er kann nicht mehr glauben? Dann hat er recht, wenn er nicht mehr in die Kirche geht, sonst wäre er ja ein Heuchler ...!"

Sie diente nicht nur den Armen, sie liebte sie auch am meisten und sie wurde nicht müde, über ihre Erlebnisse mit eben diesen zu erzählen. Da begleitete sie einen Lastwagen voll Reis, gestiftet von Amerikanern für ein Hungergebiet und kam am Abend am Ziel an.

"Sollten wir nicht einen Wächter in der Nacht zu den Wagen stellen?" meinte sie zu dem Dorfältesten, da man den Reis am Abend nicht mehr austeilen konnte.

"Einen Wächter?" war die erstaunte Frage, "bei uns im Dorf stiehlt niemand etwas, sie alle werden warten bis zum Morgen".

Und so war es denn auch.

Viel Not begegnete sie auf ihren Reise, wie zum Beispiel dem Bauern, der sich mit der Axt ins Bein

gehauen hatte und 3 Stunden lang auf einem rüttelnden Ochsenkarren zum nächsten Arzt hat fahren müssen. Und dann setzte sie ihre Marys ein und schickte sie übers Land zur Hilfe.

Aus Mangel an Hilfskräften in unserem Arbeitskreis, der inzwischen rein deutsch geworden war, gaben wir die monatliche Verkäufe im Club auf, zugunsten eines großangelegten Weihnachts-Bazars. Das Heim beteiligte sich mit eigenen Handarbeiten, die sich großer Beliebtheit erfreuten. Deutsche Spielsachen, mit Hilfe der Botschaft hereingebracht, bereicherte unseren Verkauf sehr wesentlich, der von Jahr zu Jahr mehr Geld einbrachte. Was für eine Freude, wenn schon 1 Stunde vor Eröffnung die Käufer Schlange standen und uns die schönen Dinge im wahrsten Sinne des Wortes aus der Hand rissen! Man wurde entschädigt für alle Arbeit und für viele Nachtstunden, die man daran verwandte, im Laufe des Jahres.

Bis heute hat sich dieser Weihnachtsbazar erhalten und auch die steigende Einnahme. Immer wieder finden sich Neankömmlinge, die das Erbe der nach Deutschland Zurückkehrenden übernehmen und erneuern.

Eines Tages erfuhr ich, dass es in Deutschland eine Institution "Misereor" gäbe, von der katholischen Kirche eingerichtet, sowie "Brot für die Welt" unserer protestantischen Brüder, die mit ansehnlichen Spenden ihrer Gläubigen die "Dritte Welt" tatkräftig unterstützen.

So schrieb ich einen Brief an meine Heimatpfarrei, berichtete über die Not in Indien und speziell im St. Catherine's Heim und bat um Hilfe.

Sehr prompt kam die Antwort, dass man erschüttert gewesen sei über das, was ich über das Heim zu berichten hatte und dass man meinen Brief, so wie er war, am "Misereor" weitergeschickt habe.

Kurz darauf flog ich zu Ferien nach Deutschland, mit dem Entschluss, meinen Aufenthalt dort zu benutzen, um alle Freunde und Bekannte mobil zu machen, für Patenschaften zu werben und um Spenden für einen so dringend benötigten Ambulanzwagen zu bitten.

Bisher mussten plötzlich schwer erkrankte Kinder zum nächsten Arzt über eine weite Strecke getragen werden und gar manches Mal war ein solches unterwegs gestorben. Es gab Ärzte, die, wenn sie es einrichten konnten, hinausfahren, um die Kranken zu behandeln, aber es gab keinen ständigen Arzt im Heim.

Infektionskrankheiten verbreiteten sich mit Windeseile unter den Kindern, die auf so engem Raum zusammenlebten.

Außerdem konnte man einen solchen Wagen dazu benutzen, mehr Lebensmittel aus den Hotels

heranzubringen, die Unkosten dafür würden durch Spenden im Lande gedeckt werden können.

So saß ich in Deutschland täglich für einige Stunden an meiner Schreibmaschine und verschickte Bettelbriefe in alle Richtungen. Meine Legitimation war das Konto, das mir ein bekannter Bankdirektor und Lions-Club-Mitglied in Darmstadt für diesen Zweck einrichtete.

Zuerst lief meine Aktion sehr langsam an, kleine Beträge "tröpfelten" auf das Konto und mir wurde etwas bange. Einfache Menschen, die selbst wenig hatten, gehörten zu den ersten, die spendeten. Ein Arbeiter, der in meiner Wohnung etwas zu richten hatte und mich interessiert über Indien ausfragte, zog bevor er ging noch an der Wohnungstür seine Geldtasche und drückte mir einen Schein in die Hand. Ich hatte ihn nie vorher gesehen und kenne nicht seinen Namen.

Als ich DM 2000,- zusammen hatte und an die Summe dachte, die mir noch fehlte zu einer solchen Anschaffung, da hielt ich mich für größtenwahnsinnig! Wie sollte ich das jemals schaffen, so viel Geld zusammenzukriegen?

Und dann auf einmal, da tröpfelte es nicht mehr, da floss es, begleitet von mitfühlenden Briefen mir völlig unbekannter Spender und nach 2 Monaten kaufte ich mit Unterstützung von "Misereor" preisgünstig den Ambulanzwagen und konnte zusätzlich noch ein Geldgeschenk von DM 5000,- dazulegen. Eine große Bremer Schifffahrtlinie verschifft das Fahrzeug ohne Berechnung. Ich war rundherum glücklich!

Ein Schuhhausbesitzer brachte 80 Paar Schuhe für die Schulkinder, die außerhalb in die weiterführende Schule gehen mussten, auf den Weg. Ein Brief nach Delhi an den zuständigen Minister garantierte mir zollfreie Einfuhr. Man wollte es im Heim kaum glauben!

Als ich nach Bombay zurückkam, war das Auto bereits eingetroffen und die Einweihung wie ein Volksfest gefeiert worden. Die Kinder hatten sich schon hingesetzt und an alle Spender Dankesbriefe geschrieben, die sie mit Blümchen liebevoll bemalt hatten.

Ich schrieb einen Brief an die belgische Königin, um sie auf diese bedürftige Außenstelle des belgischen Ordens in Indien aufmerksam zu machen.

Die Antwort war sehr zurückhaltend - und nicht ganz 1 Jahr darauf besuchte das belgische Königspaar St. Catherine's Heim in Andheri.

Nach Bombay zurückgekehrt, fuhr ich hinaus ins Kinderheim. Anna Huberta empfing mich mit

Herzlichkeit, nahm mich bei der Hand und führte mich auf den Dachgarten der damaligen Schule, zeigte in weitem Bogen in die Runde und sagte: "Siehst Du dort den Kreidestrich, der von hier bis dort hinauf verläuft? Das alles gehört jetzt uns. Ich bin Großgrundbesitzerin geworden und weiß gar nicht, ob ich mit Dir noch sprechen soll!"

(Sie hatte mir inzwischen das "Du" angeboten: "Wir sind doch Schwestern, wir beide und Schwestern sagen immer Du zueinander, nicht wahr?")

"Und weißt Du, was das Tollste ist? Ich weiß eigentlich gar nicht, wie wir dazu kommen! Da erschien eines Tages ein Abgesandter von "Misereor", sah sich im Heim um und meinte, wir müssten Land haben, um wenigstens ernährungsmässig unabhängiger zu werden. Und stell Dir vor, die Grundbesitzer, die jahrelang nicht verkaufen wollten, waren just in diesem Augenblick dazu bereit!"

Etwa 4 Monate später begann der Eucharistische Kongress in Bombay, der alle Einwohner Bombays auf die Beine brachte. Noch nie war ein Staatsoberhaupt so begrüßt worden wie der Heilige Vater. Noch nie hatten alle so einträchtig mitgeholfen, Gutes zu tun. Die Krankenhäuser wurden mit Geschenken für die Patienten besucht, Blindenheime, Waisenhäuser und Gefängnisse.

Unter der Teilnahme vieler Pilger aus aller Welt segnete Kardinal Döpfner das neugekaufte Land, der deutsche Generalkonsul führte zum ersten Mal den Pflug am Ochsespann. Am Tage darauf gab St. Catherine's Heim ein großes "Festessen" und lud alle Armen aus den nächsten Slums ein, mit ihnen und den Pilgern gemeinsam zu essen. In Scharen kamen sie geströmt, in zerschlissene Kleidung gehüllt und nahmen mit uns Platz auf den niedrigen Bänken im Freien und teilten mit uns das bescheidene Mahl. Eine junge spanische Prinzessin, die zum Kongress gekommen war, hatte sich einen kleinen "Dreckspatzen" auf den Schoß gesetzt, scherzte mit ihm und fütterte ihn.

Neben mir saß ein kleines Mädchen, schwächling und hohlwangig und sammelte alles, was die Kinder des Heims in eifriger Freude austeilten, in ihrem viel zu langen verwaschenen Rock. Auf die Frage, warum sie denn nicht esse, sagte sie, sie wolle es lieber mit nach Hause nehmen, die Mutter wäre sehr krank.

Da wir das Brot mit den Armen teilen und essen wollten, mussten wir wenigstens ein wenig davon genießen, wenngleich man auch am liebsten alles weggegeben hätte, angesichts dieser ausgehungerten Menschen.

Was Anna Huberta hier verteilte, war nicht Überfluss, das war vorher abgespart von den eigenen Rationen. So wie ich wusste, wenn sie mich drängte, bei meinen Besuchen zum Essen zu bleiben, dass es ihre eigene Ration war, die sie mir anbot. Sie schenkte, als ob sie aus dem Vollen schöpfe, so wie es gerade den ärmeren Schichten in Indien eigen ist. Andere glücklich zu machen, selbstlos zu geben, was man hat, das ist das Schönste!

Und nun geschah für Anna Huberta wieder ein Wunder. Es schien eigens für sie arrangiert.

Da kam am Tag vor der Abreise des Pilgerschiffs und eigentlich ganz gegen sein geplantes Programm für diesen Tag ein Fabrikant aus dem Schwarzwald, August Scherer. Ein Priester, der gerade zutiefst beeindruckt aus Andheri gekommen war, nahm ihn mit hinaus: "Das **müssen** Sie einfach erlebt und gesehen haben!"

Und er kam, er sah - und verlor sein Herz.

Von diesem Tage an gab es für ihn nur noch Arbeit und Einsatz für die armen Kinder vom St. Catherine's Heim. Monatelang reiste er durch die Lande, hielt Lichtbildervorträge, schrieb alle Indienpilger an, warb Freunde und fand offene Ohren und Herzen und gründete den "Andheri-Freundeskreis e.V."

Kleine und große Beträge - die größten von ihm selbst - flossen in die Kasse und kamen voll dem Heim zugute, ohne Unkostenabzüge. Ein paar Wochen später flog er bereits wieder nach Andheri und besprach mit Anna Huberta sein Vorhaben, eine neue große Schule zu bauen. Es ging wie im Handumdrehen. Heute werden dort etwa 230 Kinder unterrichtet, teils am Morgen, teils am Nachmittag für externe Schüler aus den Slums.

Neben den üblichen Fächern lehrt man Hindi (die Staatssprache), Englisch und Marathi (die Sprache der Provinz Maharashtra, mit der Hauptstadt Bombay). Sie ist staatlich anerkannt und kann mit jeder anderen Schule konkurrieren, ja, schneidet oft in Wettbewerben als Beste ab.

Näh- und Zuschneidekurse mit Abschlussprüfung wurden eingerichtet, ein deutscher Freund stiftete der Schule eine Bühne für die große Aula, die für die traditionellen Theater- und Tanzdramen unentbehrlich geworden ist.

Begabte Mädchen erhalten durch anerkannte Tanzlehrer Unterricht in den traditionellen indischen Tänzen und leisten bereits Beachtliches.

Die Schule wurde der Stolz des Heims. Spielplätze für die Kinder mit Schaukeln und Rutschen wurden eingerichtet und es gab Sport und Spiel.

Ich lernte August Scherer bei seinem zweiten Andheri-Besuch kennen, als ich mit Anna Huberta draußen in der Laube saß und er mit den Worten: "das Kind ist gerade gestorben ..." dazutrat.

Anna Huberta machte uns bekannt und er berichtete, dass ihn gestern eine Inderin auf der Straße angesprochen hatte "Sahib, kauf mein Kind, ich kann es nicht ernähren, bei Dir wird es am Leben bleiben!" Es war zu spät.

Scherer arrangierte in Deutschland mit Hilfe einer indischen Fluglinie Gruppenreise zu verbilligten Preisen, die es auch noch heute gibt, damit alte Freunde sehen, was mit ihren Spenden geschah und neue hinzugewonnen werden konnten und auch Freundschaft mit den Kindern schlossen.

Wer Andheri einmal kennen gelernt hat, den lässt es nicht mehr los.

Es mag Einwände gegen diese Reisen geben. Aber warum sollen die reiselustigen Deutschen statt mit Neckermann nicht auch mit dem Andheri-Freundeskreis reisen? Denn mehr, als nur von der Not zu hören, ist es, sie zu sehen, sie dicht neben sich zu fühlen, "hautnah" wie das heute heißt. Für die Kinder selbst ist der Kontakt mit den Andheri-Freunden genau so wichtig wie die materielle Seite.

Weitere Hilfsgemeinschaften bildeten sich, die größte darunter die "Andheri-Hilfe", die inzwischen auch andere Aufgaben nicht nur in Indien übernommen hat.

Hans Walter Berg, der bekannte Fernsehkommentator, brachte zum ersten Mal einen Film im Fernsehen über Andheri, der eine enorme Resonanz hatte.

Kinder gingen inzwischen in alle Welt zur Adoption, viele Patenschaften wurden übernommen, Kleidung, Babynahrung, Medikamente schwimmen regelmäßig in großen Kisten auf den Schiffen durch das arabische Meer. Zu Weihnachten verteilt man den Inhalt der Kleiderkisten, die Holzteile holen sich die Armen und machen sich daraus eine neue Unterkunft und die Allerärmsten bitten um das Ölpapier mit dem diese Behältnisse ausgeschlagen werden, wenn der starke Monsunregen keine trockene Stelle mehr in den Elendshütten lässt, dann bereiten sie sich darauf ihr Lager.

(Hätten wir nicht auch in einer Hütte auf die Welt kommen können? Haben wir uns unsere Wiege selbst ausgesucht ??)

Ich weiß von einer einfachen Frau, die von bescheidenen Einkünften leben muss und ein

Patenkind in Andheri hat. Dieses Geld verdient sie, indem sie Treppenhäuser putzen geht...

Ich weiß von einer Frau, die sich als Köchin verdingt und das Geld nach Andheri gibt ...

Ich weiß von einer Wohltäterin, die von Haus zu Haus für die Leprakranken der Marys bettelt ...

Die indische Fluglinie wirft die übriggebliebenen Verpflegungsrationen nicht mehr, wie sonst, weg sondern gibt sie dem Heim, wie auch die abgelegten Saris der Hostessen.

Die Andheri-Familie ist groß geworden, sie verbindet uns alle durch verwandtschaftliche Gefühle.

Andheri muss heute nicht mehr hungern - doch nur, weil wir nicht aufhören, dafür zu sorgen. Täten wir es, es fiel zurück in die frühere Not und das darf auf gar keinen Fall geschehen.

Täglich kommen Arme für ein bisschen Mehl, ein bisschen Reis.

Wer sorgt denn in Indien, in dem es keine soziale Altersfürsorge gibt, für die kinderlosen, verlassen alten Menschen? Solange dies nicht geändert werden kann, sind und bleiben die Kinder die einzige Gewähr, die einzige Hoffnung fürs Alter, in dem man nicht mehr selbst arbeiten kann.

Die "heiligen Kühe" - warum schlachten die Inder sie denn nicht? so wird man immer wieder gefragt. Sie sind nicht "heilig", sie sind tabu, weil sie lebend ungleich viel wichtiger sind, als tot. Als Nahrung würden sie bei weitem nicht ausreichen.

Aber sie geben ihre Milch, die so fettreich ist, sie geben Butter, Käse und - sie liefern mit ihrem Dung das so wichtige Brennmaterial. Womit sollte man denn sonst kochen? Holz ist so rar, Petroleum zu teuer, Gas und gar Strom gibt es doch in keiner Hütte!

Misereor schickte einen Entwicklungshelfer hinaus, einen Fachmann für tropische Agrikultur, der in unermüdlicher Arbeit das Land kultivierte, das man Andheri geschenkt hatte, Reis und Gemüse pflanzte, einen dringend notwendigen Brunnen bohrte, ein paar deutsche Schweine (die indischen sind klein und schwarz wie Wildschweine) und Hühner anschaffte, nicht für den Heim-Konsum, sondern zum Geldverdienen.

Die großen Schwierigkeiten zu Anfang hätten einen anderen resignieren lassen, nicht so Reinhard Sacher.

Über die Hälfte der Borstentiere verendete an Rotlauf, er kam zu uns, meinen Mann um Ampullen für Schutzimpfungen zu bitten. Was so fruchtbar an Aussaat gekeimt und aus dem Boden gewachsen

war, das wurde von den Ziegen aus der Nachbarschaft frühmorgens wieder abgefressen.

Die Hühner entpuppten sich als Tafelhühner, nicht aber als Eierleger, zu welchem Zwecke man sie angeschafft hatte.

"Kannst Du mir helfen, sie bei Deinem Lebensmittelhändler zu verkaufen?" rief Anna Huberta an.

Der Händler hatte, ohne auch nur eine Hand zu rühren, den Verdienst eingestrichen. Also pries ich auf der nächsten Party diese Vögel an und im Handumdrehen waren 30 Hühner bestellt.

Ich habe sie, bereits geschlachtet, gerupft, ausgenommen am nächsten Morgen in Andheri vorgefunden, hatte meine deutsche Küchenwaage mit hinausgenommen, wo wir sie wogen, mit Preisen versehen und im Kofferraum meines Autos auf Bananenblättern ausbreiteten. Danach fuhr ich, wie die Geflügelfrau vom Lande, kreuz und quer durch Bombay und lieferte die Tiere ab. Die Diener staunten nicht schlecht, dass da eine europäische "Memsahib" mit Hühnern unterm Arm vor der Türe stand ...

Noch oft erinnerte Anna Huberta später daran und musste immer wieder lachen: "Weißt Du noch, als Du unsere Hühner verkaufen gingst?"

Von dem Erlös wurden Legehühner gekauft, aber Eier essen konnten im Heim nur die Kranken.

Ein Zaun wurde gesetzt, ein Farmhaus gebaut, aus der anfänglichen "kleinen Schweinerei" - wie wir es nannten - wurde eine große, mit Prachtexemplaren von Tieren und kleinen Ferkeln. Abnehmer wurde eine Metzgerei in der Stadt. Es gibt heute eine stattliche Zahl von Hühnern, Enten, Puten, Kaninchen und ist eine Musterfarm geworden, die sich mit jeder in Deutschland messen kann. Reinhard sorgte mit Hilfe einiger großen Mädchen, die er angelernet hatte, für mustergültige Sauberkeit in den Schweinekoben und dem großen Hühnergehege.

In einem meiner Kochbücher fanden wir Rezepte für Leberwurst, Salami und Räucherschinken. Eine komplette Küchenmaschine für Großküchen konnte ich einem deutschen Freund abbeteln und die ersten Versuche fielen hervorragend aus.

Doch Rückschläge gab es halt immer wieder. Da fiel über Nacht der große geschenkte Kühlschrank aus und alles darin befindliche Fleisch war verdorben ...

Reinhard Sacher heiratete eine belgische Entwicklungshelferin, die seit einiger Zeit im Heim tätig war und die Hochzeit wurde von Groß und Klein gebührend gefeiert. Sie zogen in das Farmhaus und verlängerten ihren Arbeitsvertrag.

Mein Bericht wäre nicht vollkommen, wenn ich nicht einen der treuesten Menschen, den das Heim seit vielen Jahren hat, erwähnen würde.

Es ist Richard Rodrigues, einer der vielen "Schwiegersöhne" Anna Huberta's. Er heiratete ein Mädchen aus dem Heim, wohnte und wohnt noch heute mit ihr und seinen Kindern am Rande des Geländes in einem kleinen bescheidenen Häuschen, mit ein paar Obstbäumen und einer Handvoll Hühner davor. Wann immer und wozu auch immer eine männliche Hilfe gebraucht wird, Richard ist da und rund um die Uhr bereit zu helfen, zu arbeiten. Immer freundlich, immer aufopfernd, rührend besorgt um die alte Sr. Priscilla, die ihm jetzt wie eine Mutter ist, nachdem Anna Huberta gegangen war.

Das Heim ohne Richard, das wäre gar nicht auszudenken.

Anna Huberta überlegte sich ständig, wie sie den Kindern Freude bereiten könnte. Sie schickte sie gruppenweise hinaus an den Strand von Mahd-Island, wo die Marys eine bescheidene Hütte hatten, in denen rekonvaleszente Kinder aus dem Heim Erholung fanden.

Dort veranstalteten sie ein Picknick und fanden Freude an Strand und Meer. Die Kinder müssen hinausgehen aus den Mauern des Heimes, fand Anna Huberta, sie sollen andere Menschen sehen und das Geschehen auf den Straßen.

Jedes Fest wurde gefeiert, ob christlich, hinduistisch, mohammedanisch oder ein Staatsfeiertag. Es gab immer Grund zum Singen, zum Tanzen und Fröhlichsein.

1964 wurde sie als Provinzialoberin bestimmt - ich war gerade in Deutschland - und sie schrieb mir einen todtraurigen Brief, dass sie ihre Kinder verlassen und ins Mutterhaus nach Bandra übersiedeln müsse. Doch lange hielt sie es dort nicht aus und kehrte nach Andheri zurück, von wo aus sie ihren nun weitgrößeren Aufgabenkreis versah.

Wo immer die Not am größten war, Überschwemmungen, Erdbeben - oder was auch immer - Anna Huberta mit ihren treuen Marys war als erste dort. Sie schonte sich nie, sie hatte keine Zeit, an sich und an ihre Gesundheit zu denken, bis sie eines Tages zusammenbrach.

Die Diagnose der Ärzte war das Todesurteil: Krebs. Sie nahm es, wie es eine Anna Huberta nahm. Nur nach Deutschland zur Operation, das wollte sie nicht, es barg die Gefahr, dass sie vielleicht nicht mehr zurückkehren könnte, dass man sie vielleicht ins Mutterhaus nach Belgien holen würde. Sie war keine Natur, die sich nach all den Jahren hinter

Klostermauern zufrieden gefühlt hätte, sie musste hinaus, sie musste sich öffnen, verströmen können.

Sie besprach sich mit ihrem Bruder, der als Arzt lange Jahre in Calcutta vorwiegend für die Armen gewirkt hatte.

"Wie lange gibst Du mir noch, wenn ich mich operieren lasse?" war ihre Frage

"Zwei Jahre".

"Oh gut! Das ist die Zeit, die ich noch brauche für das, was ich mir vorgenommen habe." Und sie reiste nach Deutschland.

Wir waren Ende 1967 von Indien nach Südafrika versetzt worden. Dort lernte ich kennen, was es heißt Heimweh zu haben. Wie hatte ich Heimweh nach Indien!

Meine Verbindung zu Andheri riss nicht ab. Anna Huberta war ja meine Schwester geworden!

Wir kamen nach Deutschland zurück, als sie operiert wurde. Am Tage der Operation betete und fastete eine vornehme Parsin, die Anna Huberta von Herzen zugetan war, damit diese gerettet würde. Indira Gandhi schickte ein Telegramm mit Genesungswünschen.

Als wir sie im Krankenhaus in Köln besuchten, Herr Scherer, Dr. Reul und ich, da kam sie uns entgegen, freudig wie immer, als ob sie nur eben zu Besuch hier gewesen wäre. Über sie wurde gar nicht gesprochen. Sie hatte viel wichtigere Dinge, die das Heim betrafen, zu besprechen.

Anfang Juni 1970, zum 1. Kongress des Andheri-Freundeskreises in Gaggenau kam sie mit Sr. Priscilla angereist, die nach jahrelanger Abwesenheit zum ersten Mal wieder in Deutschland war. Es kam auch Kardinal Gracias aus Bombay, der in Rom zu tun hatte.

Rührende Wiedersehensszenen spielten sich hier ab unter den Leuten, die einmal zusammen nach Indien gereist waren und sich nun wiedertrafen und Anna Huberta wiedertrafen und Sr. Priscilla. Es waren unvergessliche Tage, die wir Herrn Scherer zu verdanken hatten.

Unvergesslich der Festgottesdienst mit der eindrucksvollen, aufrüttelnden Predigt von Dr. Reul, dem religiösen Tanz vor den Stufen des Altares von der indischen Tänzerin Sopia d'Souza, der "Primaballerina" aus der Schule Proksch.

Wenige Wochen später reiste Anna Huberta in Begleitung ihres Bruders nach Indien zurück.

Wir fuhren zum Flughafen und saßen mit ihr und ein paar Freunden noch 1 Stunde zusammen. Sie

berichtete uns lachend vom ersten Fußballspiel ihres Lebens, zu dem sie in Hamburg als Ehrengast anwesend war.

Der Erlös des Spiels war dem Heim zugedacht. Denn auch in Hamburg gibt es eine sehr aktive Gruppe von Andheri-Freunden.

Interessiert habe sie den Kampf verfolgt, berichtete sie und jedes Mal, wenn der Ball über das Tor flog, begeistert geklatscht, und das wäre wohl nicht ganz richtig gewesen ...

Sie hatte so viel Sinn für Humor, sie lachte gerne und konnte übermütig sein wie ein junges Mädchen.

So griff sie sich auch einmal die nächste Matte, die sie erreichen konnte und schlug sie lachend einem alten Freund um den Kopf, der sie in einer freundschaftlichen, doch hitzigen Debatte immer wieder reizte.

Anfang 1971 reiste ich mit einer Andheri-Gruppe nach Bombay.

Sechs Monate hatte ich Anna Huberta nicht gesehen. Gott sei Dank, ich fand sie vergnügt und emsig, wie immer, vor. Wir verlebten alle wunderbare Stunden mit den Kindern, den Schwestern und Marys. Zum Abschied gab es ein großes Fest. Dabei präsentierten uns die Marys Herrn Scherer als Braut und einen anderen Reiseteilnehmer als Bräutigam, in indische Gewänder gehüllt. Der Bräutigam war lang und dünn, die "Braut" dagegen hatte ein stattliches Bäuchlein und sah aus, als ob sie anschließend zur Entbindung ins nächste Hospital gebracht werden müsse! Außerdem schien "sie" nicht mehr die Jüngste, am Haaransatz (der schwarzen Perücke) war sie schon grau ...

Einem sehr großgewachsenen Jesuitenpater hatten die Marys einen Sari umgewickelt, der viel zu kurz für ihn war, unten sahen die schwarzen Hosenbeine heraus. Er war in toller Stimmung und hüpfte herum wie ein Storch bei Hochwasser zu der indischen Musik, die die Marys machten.

Es war ein unbeschreiblicher Anblick! Wir lachten Tränen und Anna Huberta erhob sich nach einer Weile und sagte zu mir "Ich muss mich zurückziehen, ich habe so gelacht, dass meine Operationsnarbe schmerzt!"

Ein paar Monate später, als mein Mann von einer Ostasienreise zurückkam, unterbrach er seinen Flug, um Anna Huberta in Andheri zu besuchen. Er berichtete mir, er habe sie blendend aussehend angetroffen, wie das blühende Leben selbst habe sie hinter ihrem Schreibtisch gesessen.

Ein paar Tage später brach sie plötzlich mit einem gebrochenen Bein zusammen. Die Knochen waren bereits so porös, dass sie sie nicht mehr stützen konnten. Von da an stand sie nicht mehr auf.

Beim nächsten Andheri-Besuch mit der Gruppe, im Januar 1972 standen wir erschüttert vor ihrem Bett. Die Nadel in der Armbeuge, am Tropfer, lag sie da, unfähig zu sprechen, ein elendes Häuflein Mensch.

Die deutsche Schwester, die man nach Indien geschickt hatte, damit sie die Krankenpflege übernahm, sagte uns, sie habe nie einen Patienten erlebt wie sie. Ohne Klage, ohne einen Schmerzenslaut bei all den schmerzhaften Prozeduren, ohne Schlaf in der Nacht, lag sie da, ihre großen Schmerzen "dem Herrn aufopfernd", wie sie bedeutete.

Wir alle rechneten mit ihrem Ende in ganz kurzer Zeit.

Doch auf wunderbare Weise erholte sie sich soweit wieder, dass sie auf dem Tragebett, von Kissen gestützt, an allem Geschehen teilnehmen konnte.

Und sie hatte die Zügel wieder aufgenommen und bestimmte die Geschicke des Heims. Allmorgendlich versammelten sich Schwestern und Marys zur Besprechung um ihr Bett.

Ihre Türe stand immer offen, wer immer es wollte durfte sie besuchen.

Anfang 1973 sahen wir sie wieder, eine Gruppe von Andheri-Freunden aus Deutschland. Von vielen Kissen gestützt lag sie auf ihrem Bett und lächelte uns zu, wie eine Kranke, die endlich auf dem Weg der Besserung ist. Mal lag sie in ihrem Raum bei den Marys, wohin sie übersiedeln wollte, mal schob man ihr Bett in den Schatten der Palmen.

Sie lächelte nicht nur, sie leuchtete! Sie schien ihre Krankheit überwunden zu haben. Ihr zerstörter Körper und ihr Geist schienen zwei getrennte Dinge.

Zur hl. Messe wurde sie auf ihrer Liege von den Marys gebracht. Um sie herum saßen die Kinder auf dem Boden. Sie thronte über ihnen, unbeweglich, mit geschlossenen Augen, völlig versunken.

Nach dem Gottesdienst kamen die Kinder und die Kleinsten legten ihr ein Blümchen aufs Bett: "Happy Sunday - Mother!"

Als sie erfuhr, dass Sr. Priscilla plötzlich erkrankt und im Bett sei, da ließ sie sich von den Marys hinübertragen nach St. Ann's, um sie zu besuchen.

Wir feierten in diesen Tagen im Heim die Hochzeit einer ihrer Töchter mit einem jungen Belgier. Nach der hl. Messe und der Trauung lief die junge Braut zu Anna Huberta, die sie umarmte und segnete, und bedankte sich für all ihre Liebe.

Auf dem anschließenden Fest im "Nirmala"-Haus war sie mitten unter uns und rief uns zu "Kommt, Kinder, seid lustig, tanzt und freut Euch!"

Am 26. Januar, zum Tag der Republik saß sie wie ein Feldherr auf Ihrer Liege draußen und dirigierte die Gruppen der Kinder auf dem Festplatz des Heims auf ihre Plätze. War dies eine todkranke Frau, die keine Nacht mehr schlafen konnte, deren Magen nichts mehr bei sich behielt?

Sie hatte mich gebeten, ihr ein paar deutsche Gerichte zu kochen, und da ich sie gekocht, da sollte auch ich sie ihr servieren.

Als sie den ersten Löffel gekostet hatte, nickte sie anerkennend, und sagte: "Mensch! Schmeckt das gut!"

Es kam der Abend unserer Abreise. Wir warteten auf die Taxis, die uns zum Flughafen bringen sollten. Anna Huberta ließ sich hinausbringen vor das Haus. Wir standen um ihr Bett, über uns der Nachthimmel mit tausend glitzernden Sternen.

"Kinder, singt mir ein deutsches Lied zum Abschied, singt mir "Guten Abend, gute Nacht ..." bat sie.

"Guten Abend, gute Nacht, ..." klang es ergreifend durch die Dunkelheit.

Ich wusste, dass dies ein Abschied für immer war. Wer kann denn da noch singen??

Sie starb im Juli 1973, umringt von ihren treuen Mitschwestern und den Marys. "Heute noch wirst Du bei mir im Paradiese sein ..." sagte Sr.Priscilla zu ihr, als sie merkte, dass es zu Ende ging. Sie lächelte sie an und verschied.

14 Tage später stand ich an ihrem Grab, wo sie auf der Grenze zwischen St. Catherine's Heim und den Marys ruht, unter Blumen und ständig brennenden Kerzen.

Das Sterbezimmer ist geblieben wie es war. Hier versammeln sich die Marys, wenn sie Probleme zu besprechen haben und hier gewinnen sie Klarheit, was sie tun müssen. Es ist, als ob Anna Huberta's Geist noch immer hier zugegen ist.

In einer kleinen Silberdose aus Indien auf meinem Schreibtisch befindet sich Erde von ihrem Grab.

Ich bin noch immer "verheiratet" mit Andheri und werde es auch bleiben, bis mich Anna Huberta vielleicht einmal dort oben empfangen wird. Ich bin sicher, sie legt ein gutes Wort für mich ein.

In 3 Wochen reise ich nach Indien

Februar 1979

Erika Winternitz